

**Klaus-Dieter Lehmann**

**Kultur – Staatliches und bürgerschaftliches Engagement**

Frankfurts kulturelle Wurzeln sind sehr stark geprägt worden durch das Engagement seiner Bürger. Über viele Jahrhunderte, besonders aber im 19. Jahrhundert war die öffentliche Widmung privater Sammlungen und die Gründung kultureller Einrichtungen ein Anliegen des Bürgertums. Das Städel, der Palmengarten, das Senckenberg-Museum, aber auch die Keimzellen der Bibliotheken sind solche bürgerlichen Stiftungen. Für das 19. Jahrhundert spielten zusätzlich die politischen Strömungen, die Volks- und Erwachsenen Bildung und das sozialreformerische Engagement des liberalen Bürgertums in Frankfurt eine große Rolle. Initiativen wie die Frankfurter Volksvorlesungen, dem Vorläufer des Frankfurter Bundes für Volksbildung oder die pädagogische Museumsarbeit oder die Gründung der Polytechnischen Gesellschaft oder des Freien Deutschen Hochstifts sind Beispiele der Frankfurter Volksbildungspraxis. Letztlich verlief diese Entwicklung bis zur Gründung der städtischen Universität 1914.

Einbezogen in diese zivilgesellschaftliche Emanzipation waren sehr stark die Frankfurter Juden. Erst 1824 erhielten sie privatbürgerliche Rechte, 1864 wurde ihnen die staatsbürgerliche Gleichstellung gewährt, aber erst 1885 wurde die Judengasse, das Frankfurter Ghetto, abgerissen. Vor diesem Hintergrund ist auch die Begeisterung zu sehen, mit der gerade die jüdische Familie ihr Vertrauen in die Aufklärung setzten und jüdische Stiftungen für Kunst und Wissenschaften als Motor der Emanzipation förderten.

Frankfurt wäre nicht Frankfurt, hätte Kunst und Kultur nicht diese ausgeprägte bürgerliche Tradition.

Der 1. Weltkrieg brachte einen tiefen Einschnitt. Zwar sollte nach dem Ende des Kaiserreiches die neue Republik 1919 wieder aus den Wurzeln der Kultur wachsen und man wollte mit der Wahl des Ortes Weimar wohl auch an die klassische Zeit der geistigen Traditionen eines Goethe anknüpfen, eines Frankfurter Sohns: aber die Weimarer Republik war zu schwach, um diesen Impuls wirklich aufnehmen zu können. Die wirtschaftliche Lage ließ für bürgerliches Stiftungswesen nur geringe Spielräume. Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten beendete vollends die Freiheit der Kultur und die kurze Zwischenblüte der Künste. Die Judenverfolgung traf ins Zentrum der bürgerlichen Strukturen. Bürgerliches Engagement jenseits des Staates war nicht mehr gefragt. Zentrale Steuerung, politische Ideologie und Instrumentalisierung waren angesagt.

Die Anteilnahme an Kunst und Kultur als persönliche Verpflichtung wuchs erst nach und nach wieder. Die Schrecken des 2. Weltkrieges und die Gräueltaten des Holocaust haben zunächst zu einem nachhaltigen Verlust an eigenverantwortlichem Engagement geführt. Inzwischen ist die unterbrochene Tradition des Mäzenatentums wieder aufgenommen, in Frankfurt, in Berlin und in anderen Städten, wenn auch auf einem niedrigeren Niveau.

Heute wird die Debatte um die Kultur von anderen Themen bestimmt: die Sparzwänge der öffentlichen Hand, das mangelnde Bildungsniveau, die Bewertung von Ausbildung nach Nützlichkeit. Jeden Tag bietet die Politik neue Begriffe und Themen. Innovationsinitiative, Eliteuniversität, Bildungsoffensive, Innovationsrat usw. Das immer Neue, die Tendenz zur Selbstverstärkung, eine ständige Verkürzung der Halbwertszeit, verknüpft mit persönlichem Image bestimmen die öffentlichen Prozesse. Die Kunst, die Kultur lebt aber gerade nicht vom Augenblick. Sie lebt davon, dass sie schon solange Beachtung gefunden hat. Sie ist deshalb so wertvoll, weil sie Widerstandskraft gegen Inflationierung und Trivialisierung bietet. Ich bin der Überzeugung, dass die Öffentlichkeit sie hoch gehalten sehen möchte, um zu erfahren, warum sich die Anstrengung des Sehens, Hörens und Lesens lohnt.

Es gibt eine Aura des Gegenstandes und die Kompetenz seiner Vermittler.

Jan Reemtsma hat einmal zur Rolle der Kunst gesagt: Die Kunst ist nicht der Wettermacher, aber vielleicht ist sie im Besitz des Barometers.

Es lohnt sich also, das kulturelle Umfeld, die Reaktionen der Politik und das zivilgesellschaftliche Engagement in unserer Zeit näher zu betrachten.

Die Reaktionen der Politik gehen in zwei Richtungen.

(1) Es müssen in allen Bereichen Verzichtdebatten geführt werden, also steht auch die Kultur auf der Streichliste meist ganz oben. Wir warten ab, was am Ende des Sparens übrig bleibt. Zwänge können die Kreativität auch fördern.

(2) Kunst und Kultur sind freiwillige Leistungen. Der Staat soll zunächst die Pflichtaufgaben erfüllen, private Mäzene und die Wirtschaft sollen die entstandenen Finanzlücken füllen.

Dass so argumentiert werden kann, liegt nicht zuletzt an einer vergleichsweise geringen Anteilnahme der Öffentlichkeit an solchen Themen. Kunst als Event, als Entertainment, als schöner Glanz ja, aber das ist es dann – zum großen Teil. Das freiwillige Engagement ist beim Sport erheblich größer, der Organisationsgrad in Vereinen und Verbänden ist wiederum beim Sport und im sozialen Bereich hoch. Diese Reihenfolge gilt auch für die Förderung und das Engagement von Firmen. Das hängt nicht in erster Linie damit zusammen, dass eine Automarke auf dem Trikot eines Fußballers akzeptabler wirkt als auf dem Frack eines Dirigenten, sondern dass wir es bei der Kunst mit differenzierten Gruppen zu tun haben, mit Ungewohntem, mit Risiken, mit Anstrengung, sie entspricht nicht dem mainstream, sie fordert heraus! Diese Herausforderung war früher, etwa im 19. Jahrhundert oder frühem 20. Jahrhundert, ein gewollter Ansatz der Bürger- und Arbeiterbewegung. Schließlich wurden auf den Podien der Kultur bürgerliche Freiheiten definiert, errungen und verteidigt.

Vielleicht haben wir inzwischen alles errungen. Wohl kaum! Wir haben uns eher daran gewöhnt, eine umfassende Daseinsfürsorge zu erhalten. Recht, Sicherheit, Gesundheit, Kultur: das macht der Staat! Hinzu kommt, dass wir in einer Welt mit einer zunehmend globalisierten Wirtschaft, einer europäischen Bürokratie und einer immer abstrakter werdenden politischen Herrschaft leben. Diese Allzuständigkeit wird allmählich als Defizit empfunden, zumal sie offensichtlich dem Staat auch zur Last wird. Visionen kommen nicht mehr vor. Der Status quo bestimmt das Handeln.

Da kommt ein Denkmodell Zivilgesellschaft gerade recht, nicht um die aktuellen Finanznöte des Staates zu heilen – das wäre zu kurz gesprungen -, sondern um aktiv und eigenverantwortlich mitzugestalten, teilzuhaben und Identifikationsprozesse zu ermöglichen. Kunst und Kultur sind dafür ein besonders geeignetes Gestaltungsfeld.

Denkmodelle einer Bürgergesellschaft haben eine lange Tradition. Dabei ist das Menschenbild der griechischen Antike nicht nur ein historisches Fundstück, sondern diente immer wieder der Orientierung und Neubewertung. Die Gesellschaft heute ist gekennzeichnet von einem breiten Individualisierungsprozess. Dieser kann sehr vordergründige Züge tragen. „Der Mensch strebt nach

Individualität, er will sich von anderen unterscheiden. Das gelingt ihm im wesentlichen durch Konsum.“ Zitiert ist hier Bernd Runge, Herausgeber von erfolgreichen Life-Style-Magazinen, wie Glamour. Ich will mich hier nicht in Kulturpessimismus üben, denn neben dieser Sichtweise existieren auch andere, weniger vordergründige. Aber eines darf man festhalten. Die Motivation einer engagierten Bürgerschaft wird sich heute weit weniger aus einem Pflichtgefühl entwickeln, sondern eher aus Selbstbestätigung, Selbstentfaltung und Erlebnisfreude. Dem muss Rechnung getragen werden.

Das bedeutet an Voraussetzungen auf Seiten der Bürgergesellschaft: Bereitschaft, Befähigung und ein überzeugender Organisationsgrad, sofern es sich nicht um Einzelpersonen handelt.

Das bedeutet an Voraussetzungen auf Seiten des Staates: Veränderung des hoheitlichen Denkens zugunsten eines partizipatorischen, keine Monopolstellung, Motivation durch Anreize und Anerkennung, neue Rechtsformen, Priorität für Bildung und Erziehung.

Überträgt man diese abstrakte Aspektesammlung auf das Anwendungsfeld von Kunst und Kultur, so kommt man sehr schnell zu folgenden konkreten Überlegungen:

Hinsichtlich der institutionellen Strukturen gibt es in Deutschland eine klare Dominanz dauerhaft verfasster Einrichtungen: Theater, Konzerthäuser, Museen, Bibliotheken usw. Diese Struktur ist weltweit einzigartig und sie soll auch nicht in Frage gestellt werden. Es darf aber keine ungeprüften Besitzstände geben, die Institutionen müssen sich legitimieren. Kulturmanagement geht über fachwissenschaftliche und intellektuelle Aspekte hinaus.

Wirtschaftliche und organisatorische Aspekte sind für eine Leistungsintensivierung unverzichtbar.

Eine kulturelle Einrichtung, die ihre Leistung richtig positioniert, eine zielorientierte Außenkommunikation betreibt sowie Wirtschaftlichkeit transparent machen kann, wird als Partner für private Förderung attraktiv sein. Es wäre jedoch ein Missverständnis, daraus ableiten zu wollen, es sollen künftig nur noch „blockbuster-Ausstellungen“ oder schnittige Theateraufführungen gefördert werden. Im Gegenteil – so werden Freiräume für das Neue und Experimentelle und die künstlerische Kraft aus den eigenen Ressourcen gewonnen. Ich bin sogar der Auffassung, dass wir durch die starke Konzentration auf Events unsere kulturellen Strukturen, die sich in Deutschland sehr breit fächert, zerstören. Die Event-Kultur saugt wie ein Staubsauger Geld und Menschen an. Das Geld steht damit anderen, weniger spektakulären, aber qualitativ interessanten Ereignissen nicht mehr zur Verfügung. Events werden wie ein Produkt definiert und vermarktet. Bei Ausstellungen ergibt sich daraus zwangsläufig, dass sie sehr hohe Besucherzahlen an einem Ort haben müssen, also nur in Ballungsgebieten stattfinden werden oder auf Tour durch die Metropolen gehen. Diese roadshows sind mit den großen Popkonzerten durchaus zu vergleichen. Dieser Ansatz beschreibt nicht das kulturelle Engagement der Zivilgesellschaft. Eine kulturelle Identität ist damit nicht mehr zu erreichen, schon gar nicht eine interessierte Gemeinde mit einer ausgeprägten Bindung zu einem Haus.

Jede kulturelle Einrichtung tut gut daran, um sich eine aktive community in Form von Fördervereinen oder Förderkreisen zu versammeln. Sie sind ein vitaler Aktivposten für das kulturelle Klima einer Stadt oder einer Region. Sie sind nicht nur finanzielle Förderer, sie sind auch Lobbyisten im besten Sinn, sie bilden den Kern eines lebendigen interessierten Publikums, sie strahlen Aktivierung, Befähigung und Begeisterung aus. So ist die Wirkung der privaten Kulturförderung weit höher zu veranschlagen, als es ein bloßer Vergleich der jeweils aufgebrauchten Mittel vermuten lässt.

Der Staat kann und muss aber für den Bereich der privaten Kulturförderung attraktivere Anreize schaffen. Zwar ist im Stiftungsrecht schon einiges geschehen, aber es genügt nicht. Das Steuer- und Stiftungsrecht und auch eine größere Beweglichkeit der Finanzverwaltungen sollten zusätzliche Möglichkeiten für private Förderung bei gemeinnützigen Absichten unterstützen. Der Staat und die Gesellschaft können damit nur gewinnen.

Unser bürgerliches Recht formuliert ein Recht auf Stiftung. Will man daraus eine erfolgreiche Praxis machen, muss ein Klima geschaffen werden, das den Stifter öffentlich willkommen heißt. Derzeit wird das Verhältnis von Staat und Stifter teilweise noch immer von einem gewissen Misstrauen geprägt, Misstrauen, ob die private Initiative auch das für die Gesellschaft Richtige oder Vertretbare tue, Misstrauen ob dem Staat nicht dringend notwendige Steuereinnahmen verloren gehen, Misstrauen, ob der Stifter nicht zu einseitig Einfluss nimmt.

Diese Einstellungen leiten sich aus dem Verständnis ab, dass der Staat das Monopol für Kulturförderung hat.

Der Verlust des Monopols bedeutet nicht den Rückzug der öffentlichen Hand, sondern im Gegenteil eine flexiblere Handhabung seiner Funktion, beispielsweise neben den eigenen Dienstleistungen offen zu sein als Vermittler und Initiator von Kooperation und Koproduktion.

Es geht also nicht nur um die Frage, woher mehr Geld für Kultur kommen kann, sondern darum, woher mögliche Impulse für Kunst und Kultur kommen können.

Das Verhältnis von Staat und Gesellschaft darf sich nicht im finanziellen Zugewinn erschöpfen. Es müssen sich neue kooperative Formen des gemeinsamen Umgangs herausbilden, die eine Verantwortungsteilung der Akteure beschreiben. Es geht um eine Art Gesellschaftsvertrag, dessen Zielvereinbarungen verlässlich sein müssen. Die Motivation darf nicht durch Bürokratismus erstickt werden. Die hoheitliche Attitüde setzt einfach zu wenig Engagement in der Gesellschaft für Kultur frei. Die Behörden werden hier kaum Vordenker sein. Das muss von den Kultureinrichtungen und den privaten Vereinen und Verbänden selbst kommen.

In Frankfurt kann man mit treffenden Beispielen belegen, wie solche Einstellungen – trotz schlechter öffentlicher Kassenlage – zu Erfolgsgeschichten von Häusern beitragen. Sie sind dabei immer auch Geschichten von einzelnen Personen.

Ich erinnere mich noch sehr gut an die Zeiten von Vitali in der Schirn oder Jean-Christoph Ammann am Museum für Moderne Kunst, die beide mittlerweile mit Max Hollein und Udo Kittelmann ähnlich denkende und damit erfolgreiche Nachfolger gefunden haben.

Ich erinnere mich an Herbert Beck vom Städel oder Dieter Buroch vom Mousonturm, die schon zu meiner Frankfurter Zeit und heute noch immer eindrucksvolle fundraising-Aktionen machen und darüber hinaus ihre Gemeinde als beredte und tätige Lobbyisten ihrer Einrichtungen gewonnen haben. Ihre künstlerische Unabhängigkeit stand dabei niemals in Gefahr. Aber auch die Arbeit von Michael Hocks in der Alten Oper wäre nicht so erfolgreich ohne den gekonnten Umgang mit den Sponsoren.

Ich habe bislang bevorzugt über das finanzielle Engagement gesprochen und die dabei zu berücksichtigenden Anreize. Aber neben Geldspenden wird das kulturelle Engagement auch durch Zeitspenden ausgedrückt. Statistische Erhebungen weisen 3 Millionen Bürger aus, die sich im Kulturbereich freiwillig einsetzen. Das ist zwar nur die Hälfte dessen, was in der Sportförderung ausgewiesen ist, aber die Tendenz ist steigend.

Diesem sog. Ehrenamt kommt in einem verbesserten Aktionsklima eine steigende Bedeutung zu. Kulturelle Anwendungsbereiche können auf eine motivierte Akzeptanz stoßen, wenn sie auch die persönlichen Eignungen und Neigungen stärker in die Auswahlkriterien einbeziehen. Die Kultureinrichtungen, die Personen im Ehrenamt integrieren, sollten Gelegenheit zu Schulung und Training geben. Das nutzt den freiwillig Tätigen in ihrer persönlichen Entwicklung und es nutzt der Einrichtung, da die ehrenamtlichen Tätigkeiten qualifizierter ausgeführt werden.

Ehrenamt, Fördervereine, Stifter, ein dialogfähiger und motivierender Staat – das ist sicher erstrebenswert. Aber bislang sind diese Zutaten für das kulturelle Engagement der Zivilgesellschaft noch nicht mit der nötigen Würze zu schmecken.

Es sind zwei Ebenen, die für das nötige Klima und die richtige Temperatur sorgen. Eine Ebene haben wir eben durchdekliniert. Es ist die rationale Ebene der Struktur, der Organisation, der finanziellen Anreize, der Zielvereinbarungen. Die andere Ebene geht tiefer als es ein technokratischer Blick erfassen und vermitteln kann. Es ist die gesellschaftliche Auffassung von Bildung, Erziehung und kultureller Überlieferung. Eine wirkliche Motivation, eine Aufbruchstimmung, eine Übernahme von Verantwortung wird es langfristig nur dann geben, wenn auch eine Wertschätzung für Bildung und Gesellschaft vorhanden ist. Kultur und Bildung sind ein Begriffpaar, sie bedingen einander. Warum soll sich jemand persönlich oder finanziell für die Kunst einsetzen, wenn die essentielle Wirkung von Kunst gar nicht erkannt wird. Klaus Reichert, Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung hat bei der Frühjahrstagung in Jena Anfang Mai gesagt: „Kultur braucht Wissen, braucht Geschichte und Tradition. Durch Wissen lernen wir verstehen, lernen wir Zusammenhänge begreifen. Mit der Bildung lernen wir Maßstäbe zu setzen und uns zu orientieren – im Eigenen und im Fremden. Die Geschichte lehrt uns, dass wir auch hätten anders sein können und warum wir es nicht geworden sind. Die Tradition verbürgt, dass wir in bestimmten Lebensformen stehen, die uns geprägt haben und uns nicht täglich neu erfinden müssen.“ Nur wenn wir in die kulturelle Bildung investieren, schaffen wir die entscheidenden Voraussetzungen für soziale Kompetenz, für die nötige Offenheit, Neues zu denken, für Inspiration. Nun erleben wir in Deutschland derzeit genau die gegensätzliche Entwicklung.

Die Schulpolitik drängt die musischen Fächer und die Geschichte immer stärker zurück. Das Nützliche, die Fakten haben Vorrang. Muss aber eine Erziehung nicht auch die Gegenwelten vermitteln – die Fantasie, die Kreativität, das Unnützliche? Junge Menschen sollen zu mündigen Bürgern werden. Dazu müssen sie ein Wissen erwerben, das erlaubt Zusammenhänge zu begreifen, zu assoziieren. Das Unverhoffte und Planbare, die Fantasie und die Rationalität sind zwei Seiten einer Medaille, um eine Persönlichkeit zu bilden. Ohne ein solches Verständnis von Erziehung geht ein Teil der kulturellen Sozialisation der Menschen verloren. Mit einem solchen Verständnis eröffnen sich Zugänge zur geschichtlichen Tradition, ergeben sich Grundlagen für ein gegenwartsbezogenes

Handeln und entstehen Bilder und Gedanken für die Zukunft. „Zukunft braucht Herkunft“, hat Odo Marquard einmal formuliert.

Aber es betrifft auch die Hochschulen und ihre Position in der Gesellschaft. Das hoch gerühmte Berliner Universitätskonzept eines Wilhelm von Humboldt, das in Oxford und Harvard noch immer Vorbild ist, ist in Deutschland kaum noch zu erkennen. Es entstand zu Beginn des 19. Jahrhunderts. König Friedrich Wilhelm III. (1807) hat anlässlich des Fast-Untergangs Preußens nach den Napoleonischen Kriegen gesagt: Preußen müsse nun an geistigen Kräften gewinnen, was es an physischen verloren habe. Eine aufgeklärte Beamtenschaft setzte damals die beispielgebende Bildungsreform durch, die mit dem Namen Humboldt verbunden bleibt. Mit dem Namen Humboldt ist aber auch die Museumsinsel verbunden, eine Freistatt für Kunst und Wissenschaft.

Aufgrund seiner Denkschrift entstand, trotz damals leerer Kassen, das Alte Museum als Bildungstempel 1830 eröffnet. Aber auch das letzte Gebäude auf der Museumsinsel, das Pergamonmuseum, 1930 eröffnet, wurde in der Weimarer Republik unmittelbar in und nach der Weltwirtschaftskrise errichtet, wiederum der Armut abgetrotzt. Es ist gut, sich auf die geistigen Traditionen auch heute wieder zu erinnern.

Adorno schrieb einmal. „Tradition stellt heute vor einen unauflösbaren Widerspruch. Keine ist gegenwärtig und zu beschwören; ist aber eine jegliche ausgelöscht, so beginnt der Einmarsch in die Unmenschlichkeit.“

Das Engagement zur philanthropischen Verpflichtung muss also früher beginnen, um dauerhaft erfolgreich zu sein, nämlich bereits bei der Herausbildung von Menschen, die Kunst und Kultur als essentiellen Teil unseres Lebens empfinden und nicht erst bei Projekten und Fördermaßnahmen für Institutionen.

Ein aktuelles Beispiel möchte ich Ihnen zum Schluss aus meinem Verantwortungsbereich, der Stiftung Preußischer Kulturbesitz nennen. Im letzten Jahr hatten wir bei der Zahl der Besucher wiederum einen beachtlichen Zuwachs von 11 %. Eine Untersuchung der Besucherstruktur ergab für Kinder und Jugendliche von 6 bis 18 Jahren lediglich einen Anteil von 3,5 % Einzelbesuchern und 4,5 % von Schulklassen, mit eher weiter abnehmender Tendenz. Aus Analysen wissen wir, dass die Gewinnung von Erwachsenen als neue Besucher schwierig ist; gewinnt man sie als Jugendliche, erreicht man eine hohe beständige Bindung an das Museum. Wir müssen also aktiv um junge Menschen werben. Wir werden das ab diesem Jahr mit deutlichen Schwerpunkten beginnen. Als Rahmenbedingung haben wir den freien Eintritt in alle Museen für Kinder und Jugendliche bis 16 Jahre festgelegt. Die entgangenen Einnahmen werden durch leichte Erhöhungen bei den Erwachsenen und Neustrukturierung der Kartentypen kompensiert. Wir werden auf keinen Fall geringere Einnahmen haben. Damit schaffen wir eine Entlastung für Familien. Wir stärken die selbständige Fortführung von Schulprogrammen und wir ermutigen den individuellen jugendlichen Besucher. Damit ist das Thema aber nicht erschöpft. Damit beginnt es.

Wir werden inhaltliche Programme und Anreize für Jugendliche gestalten. So werden die BHF-Bank-Stiftung und die Lübbecke-Stiftung uns fördern bei der Entwicklung von kinderorientierten Audio-Führern und gedruckten Museumsführern für Kinder. Ehrenamtliche Mitarbeiter werden Initiativen organisieren

„Kinder führen Kinder“ und Jugendidole übernehmen Patenschaften. Es wird ein Kinderkunstfest geben und das Service- und Aufsichtspersonal wird spezifisch geschult. Dieser Schwerpunkt ist zunächst für drei Jahre geplant. Dann werden wir das Ergebnis bewerten und über weitere Schritte nachdenken. Ich bin schon jetzt überzeugt, dass wir hier einen richtigen Ansatz haben, der beide in die Pflicht nimmt, die öffentliche Institution und die Bürger mit ihrem Engagement – zum Nutzen der Jugend.

Frankfurt kennt sicher ähnliche Überlegungen zur Gewinnung junger Leute. Die kulturellen Stärken, die eine Stadt hat, dürfen nicht mit den Menschen altern, sondern müssen immer wieder Impulsgeber sein für die Jungen. Ansonsten verliert die Kultur ihre gesellschaftlichen Bezüge und Wirkungen. Frankfurt hat vielfältige Ansätze: das Städel, das Frankfurter Ballett, das Ensemble modern, die lebendige Off-Szene. Auch die Buchmesse gehört dazu. Die Döiskussion um den Verbleib der Messe in Frankfurt war mehr als irritierend! Man vergisst manchmal, dass sie vielmehr ist als eine Messe. Sie ist ein einzigartiges Kulturereignis, das gerade in Frankfurt ein großartiges Umfeld hat: Verlage, die großen Bibliotheken, Lesefestivals, Friedenspreis, Literaturhaus. Sie müssen nur besser vernetzt und gestärkt werden, um ihr Potenzial voll entfalten zu können.

Es wäre sicher auch an der Zeit, das Umland stärker in gemeinsame Kulturkooperativen einzubeziehen. Das schafft Freiräume für Neues und Experimentelles, gewinnt möglicherweise auch das Sponsoreninteresse. Aber als Berliner sollte ich mich wohl eher wohlfeiler Ratschläge für Frankfurt enthalten. Frankfurt hat immer seinen Weg und seinen Platz gefunden. Schließlich habe ich ja in Frankfurt mein Handwerk gelernt, mit dem ich in Berlin nicht ganz erfolglos bin.